

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänse doktor.

261

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Mit anderen Augen sah sie von jetzt an die Schätze, die ihr die Fremde bot, es war ein freies, frohes Genießen, kein kleinliches Vergleichen mehr, und die Worte, die ihr so ins Herz geklungen, setzte sie an die Spitze des Briefes, den sie am Abend nach Hause schrieb, und auch dort wurde das Dichterwort gerührt und andächtig nachgesprochen und mit stolzer Freude empfunden.

Noch eine andere Folge hatte die Episode auf der Burg Mödling; Gustav hatte die ernste Zwiesprache seines Freundes mit Mimi beobachtet und hatte auch die seltsame Veränderung wahrgenommen, die mit dem Mädchen plötzlich vorgegangen war, sowie das herzliche Vertrauen, mit dem es von dieser Stunde an Heinrich entgegenkam. Aus dem Schmerze aber, mit dem ihn diese Beobachtung erfüllte, erkannte er, wie teuer ihm die kleine Waise geworden war, von deren Existenz er vor wenigen Monaten noch keine Ahnung gehabt hatte.

Seine eifersüchtige Regung verflog indes wieder, als er sah, daß Mimi trotz des reichen Lebens, das sie auf einmal umflutete, nichts Lieberes kannte als die Abende, an denen sie drei allein waren. Da wurde durchgesprochen, was jedes tagsüber erlebt hatte; am meisten hatte natürlich Mimi zu berichten, denn ihr war ja alles neu und erschien alles wichtig. Sie beobachtete gut und hatte eine frische Art zu erzählen; so unterhielten sich ihre Hausgenossen prächtig bei der Schilderung ihrer Erlebnisse in der Klavierstunde, in der Schneiderischule, im französischen und englischen Konversationskurs. Alles sprang ihr schon ab und zu ein bißchen Wienerisch über die Lippen, kein Gassenbubenwienerisch, aber doch Wienerisch; insbesondere waren es die anheimelnden, schmeichelnden Diminutive, als deren ersten und liebsten sie schon zu Hause das Wort „Güsterl“ kennen gelernt hatte. Und seit jenem Gespräch auf der Burg Mödling hielt sie es auch nicht mehr für Landesverrat, wenn sie Knöpfperl, Bänderl, Schachperl oder Mascherl sagte; das Wienerische aber stand ihr allerliebste.

An den Hausabenden ward über alles gesprochen, was man durch Bücher, Zeitungen, im Theater oder in Ausstellungen erfahren und gesehen hatte und woran man persönlichen oder sachlichen Anteil nahm. Und bei diesen Gelegenheiten war es, wo Mimi die Tante bewundern lernte, die schlichte Größe dieser Frau, die sich so einfach gab, die sich immer dem Tone der Gesellschaft, in der sie eben war, anpaßte, immer unter ihresgleichen zu sein schien und in Wirklichkeit immer hoch über allen anderen stand.

Das fühlte man erst nachher, wenn sie über alle Dinge und Menschen sprach. So klar und ruhig war ihr Urteil, so mild und nachsichtig; allem Uebermaß brach sie die Spitze ab, was Mimi gegenüber sehr oft nötig war. Bei der lag alles gleich nebeneinander, Bewunderung und Verachtung, Empörung und Mitleid; ein Wort konnte sie von einem zum andern bringen; das alles in ruhige Bahnen zu lenken war Aufgabe der Tante. Und sie erfüllte diese Aufgabe in so wohlthuender Weise, daß das junge Mädchen manchmal meinte, die Tante anbieten zu müssen.

Wie verstand es doch diese Frau, jemanden aus einer

Schwärmerei hinwegzuführen in die rauhere Wirklichkeit, ohne weh zu tun und ohne Ideale zu zerstören, und wie wußte sie anderseits überall ein Körnchen Gold zu finden, wo ein anderer nur Schlacken sah. Daß Gustav neben dieser Mutter hatte einen Künstlertraum begraben können, ohne daran zugrunde zu gehen, das war begreiflich.

Gustav sah es mit Freude, welchen Einfluß die Mutter auf Mimi hatte, und wie sie das Mädchen zu einer Lebensgefährtin für ihn heranzog. Das junge Geschöpf ward ernster, reifer und innerlicher, ohne etwas von seiner Frische und Heiterkeit einzubüßen; war ja doch auch die Mutter froh und heiter und keine Späßverderbin, wenn es sich einmal um einen kleinen Schelmstreich handelte.

Es war innerlich und äußerlich ein reiches Leben, das sich dem jungen Mädchen bot, und sie genoß es mit ganzer Seele und allen Sinnen. Als Weihnachten herannahte, war sie oft in Widerstreit mit ihrem eigenen Herzen; daheim wäre sie gern gewesen bei ihren Lieben, aber auch hier hätte sie gar gern ein Weihnachten verlebt.

Frau Rienholz machte diesem Schwanken ein Ende; sie schrieb auf Mimis Anfrage: „Mein liebes Töchterchen, du weißt, daß wir dich gern hier hätten, aber es kommt uns so undankbar gegen Tante Emma vor, wenn du ihr gerade zu Weihnachten wegliebst. Sie ist so mütterlich gegen dich, so mußt du auch töchterlich sein und ihrem Familienkreise gerade an diesem Tage angehören, du machst ihr sicherlich große Freude damit. Wir werden zu Hause deiner in dem frohen Bewußtsein gedenken, daß du unter liebevollen Menschen bist und trotzdem unser nicht vergisst.“

Jetzt erst gab sich Mimi der vollen Weihnachtsfreude hin; die Tante hatte sie gefragt, was ihr das liebste Geschenk sei, und da hatte sie nach einigem Zögern gestanden, daß sie gern auf alles verzichtete, aber nur die Lieben daheim mit einigen Kleinigkeiten überraschen möchte. Die Großmut der Tante übertraf natürlich immer Mimis bescheidene Wünsche; die Tante fragte nicht erst lang, sondern kaufte, wenn die Augen des Mädchens begehrtlich an etwas hingen; Mimi hatte schließlich alle Mühe, die Einkäufe abzuwehren.

Am reichlichsten war Fritz bedacht, aber der machte es auch den Spendern nicht schwer, sondern äußerte genügend Wünsche. Er schrieb häufig Briefe an Mimi, das heißt, er legte einen Zettel zu Mamas Briefen; diese Schriftstücke sahen einander sehr ähnlich, wurden aber stets mit großem Jubel begrüßt.

„Liebe Schwester! Der Esel ist schon da und er kennt mich auch und wir haben uns sehr lieb und wir grüßen dich und die Tante und Gustav. Einen Laubsägesägen möchte ich auch und er hat wunderschöne schwarze Ohren. Dein lieber Bruder Fritz.“

„Liebe Schwester! Es geht mir sehr gut und Bensheims Oskar ist auf dem Eis gefallen und hat sich ein Loch in den Kopf geschlagen. Der Lehrer hat mich neulich gelobt und es hat sehr geblutet. Eine Eisenbahn möchte ich auch, aber mit Schienen und der Pluto hat ein Raminchen toigebissen. Es hat nicht einmal geschrien.“

Dein lieber Bruder Fritz.“

So ähnlich lauteten Friehens Briefe immer und Mama entschuldigte sich dann dafür. Sie hätte Friehens Epistel wegen der darin enthaltenen, unverschämten Bitten gern unterschlagen, aber um den Spaß wollte sie die Verwandten doch nicht bringen. Mariechen möge diese Briefe aber gewiß aufbewahren, sie würden für Frih später einmal ein interessantes Andenken sein.

Gustav konnte sich nicht genug tun in Geschenken für den Knaben, und wenn Mimi ihm Einhalt gebieten wollte, war er ganz entrüstet.

„Du bist mir eine saubere Schwester!“ rief er. „So einen prachtvollen Ruben wie den Frihel gibt's nirgends auf der Welt, das ist ein herziger Kerl, der muß alles kriegen, was er will.“

So ward denn tapfer weiter gekauft; Edith und ihr Gatte, Tante Amalie, ja auch die Dienstmleute wurden bedacht. Mimi ihrerseits aber schaffte auch ganz heimlich in ihrem Stübchen; von dem Taschengelde, das ihr der Vater schickte, hatte sie allerlei Material zu niedlichen Handarbeiten gekauft, die sie in ihren freien Stunden verfertigte. Für Gustavs Schreibtisch stückte sie einen Aufstellkalender, für die Tante ein paar höchst überflüssige Deckchen in äußerst mühsamer Arbeit; aber mit besonderer Innigkeit arbeitete sie an einem Stück, das man sonst nicht als Weihnachtsgeschenk gibt, von dem sie aber doch wußte, daß es die Tante freuen werde.

Gleich zu Anfang ihres Hierseins hatte sie bemerkt, mit welcher rührender Pietät die Tante alles behandelte, was an ihren verstorbenen Gatten erinnerte; kein Dienstmädchen durfte Onkels Bilder abstauben oder seinen Schreibtisch berühren. Manchmal in stillen Stunden erzählte sie der Nichte von ihm; wie er aus Liebe zu ihr einen schweren Kampf mit dem Leben aufgenommen, wie er sich durchgerungen und wie er sie, die immer wieder hatte verzagen wollen, aufgerichtet hatte. Und dann, als die Jahre des Glücks gekommen waren, wie war er bestrebt gewesen, die geliebte Frau für alles, alles Entbehrte zu entschädigen! Er war nicht vertrocknet in den Jahren des harten Kampfes, er war kein geiziger Bucherer geworden; als ihm die Mittel zur Verfügung standen, da zog er alles heran, was das Leben verschönt, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft; sie beide genossen das neue Leben mit jener Dankbarkeit gegen das Geschick, die nur der Mensch fühlen kann, der auch die Härten desselben kennen gelernt hat. Und dieses herrliche Glück hatte der Tod zerstört, nein, nicht zerstört, nur unterbrochen, um es reiner noch und geistiger zu machen. Der edle Mann hatte der gebeugten Gattin noch im Sterben den Stab gezeigt, an den sie sich halten sollte: den Sohn. Und sie hatte sich daran gehalten, er hatte sie gestützt, weil sie ihn stützen mußte. So lebte sie fort, den Gatten bei allem Tun in Gedanken um seine Meinung fragend und sein Bild im Sohne lebendig erhaltend; und es war ihr immer und immer, als ob er unter ihnen sei, mit ihnen lebte und strebte.

Auch Mimi fühlte die Gegenwart des Toten, den sie nie vergaß; der schlichte Kaufmann wuchs ihr empor zum Helden obnegleichen. Oft stand sie vor einem seiner Bilder mit tiefer Rührung und es war ihr, als ob sie ihm für alles Gute danken müsse, das sie in seinem Hause genoss; diesem Empfinden gab sie Ausdruck, indem sie dem Onkel eine Weihnachtsgabe zubachte. Auf ein weißes Band stückte sie mit Seide die Worte: „Dem nie gekannten, doch innig verehrten Onkel die dankbare Nichte Mimi.“ Einige Tage vor dem Christfest wollte sie dann ein Bußett kaufen, die Schleife daran binden und es auf den Friedhof bringen; sie wußte, daß die Tante alljährlich am Christabend das Grab des Gatten schmückte, da sollte sie die Gabe der Nichte schon draußen finden. Sie stückte das Band mit einer Sorgfalt, als ob es eine Prüfungsarbeit werden sollte. Die Zeit verging ihr wie im Fluge, es gab auch im Hause so viel zu schaffen und zu besorgen und sie wunderte sich nur, wie die Tante das alles leisten konnte; die aber lachte nur und meinte, zu Weihnachten wachsen den Menschen, die für was Liebes zu sorgen haben, Flügel; und Mimi mußte ihr recht geben, fühlte sie ja doch, wie auch ihr Schwingen zu wachsen schienen.

Die Riste für Mimis Angehörige war abgeschickt, und am selben Tage kam auch eine solche von daheim an; ihr Inhalt war weniger kostbar als der der Wiener Kollegin, aber um so nahrhafter. Da gab's ein Paar prächtige Schinken, ausgezeichnete Würste, zartes Fleisch, dann

wahre Gasaftüde von Mastgeflügel jeder Sorte, ferner Früchtebrot und verschiedene Spezialitäten aus Frau Riechholzens in der ganzen Gegend berühmten Küche.

Mimi war stolz auf das Lob, das der Sendung gespendet wurde, und es durchzuckte sie freudig, als Gustav sagte: „Du, Mama, die Gastfreundschaft in Ehren, aber zu diesen prachtvollen Sachen laden wir keine Gäste ein, das essen wir alles selber.“

Aber noch mehr schmeichelte es ihr, als die Tante darauf erwiderte: „Vielleicht sollten wir sie erst recht einladen, damit sie sehen, was unsere Mimi für eine prächtige Mama hat.“

Und die ausgezeichnete Köchin der Tante hatte auch anerkennend zu Mimi geäußert: „Ihre Frau Mama, die versteht's aber, Fräul'n Mimi, das macht ihr nicht leicht wer nach.“

Das alles war sehr herzerfreuend für das junge Mädchen und die Briefe von daheim waren es auch. Zunächst schrieb Mama, daß sie alle gesund und heiter seien, dann kam ein Hymnus auf das Paar Liebhardt; das seien ein Paar so liebe, herzzinnige Menschen, daß man sich förmlich an ihnen erquicke. Die Tante Amalie spiele in Grünlinde eine ihr sehr zusagende Rolle. Als ehemalige Kostümlerin sei sie das Orakel in allen Angelegenheiten, die nur einigermaßen mit der Kunst in Zusammenhang stünden; selbstverständlich arrangiere sie Dilattantenvorstellungen, stelle lebende Bilder, und sei die höchste Instanz in Kostümfragen für die diversen Kränzchen und Bälle. In dieser vielseitigen Tätigkeit fühle sie sich sehr wohl und sei daher stets liebenswürdig und guter Laune; kurz und gut, man sei froh, diese Verwandten in der Nähe zu haben.

Auch Mimi war froh, daß sich die Verhältnisse daheim so gestaltet hatten; was war das damals für ein banges und beschämendes Gefühl für sie gewesen, als Vater den „Gänse doktor“ für Edith hatte rufen lassen, und nun war alles so hübsch ausgegangen: nein, es konnte doch wahrhaftig keinen Zufall geben, sie wurden alle an unsichtbaren Fäden gelenkt und es kam, was kommen mußte.

Zwei Tage vor dem Christfest endlich führte Mimi ihr Vorhaben aus. Sie ging fort, als ob sie wie gewöhnlich in die Schneiderschule ginge, fuhr aber statt dessen auf den Friedhof; den Weg zu Onkels Gruft kannte sie gut, war sie doch mit Tante öfter hier gewesen, und so strebte sie eilig dahin; als sie aber dort war, blieb sie doch eine ziemliche Weile in stiller Andacht versunken stehen; es war ihr innig leid um den edlen Mann, der so viel Glück geschaffen und es nicht länger genossen hatte. Sorgfältig legte sie Strauß und Schleifen zurecht und verließ mit dem Bewußtsein, eine liebe Pflicht erfüllt zu haben, den Friedhof. Nur zwei Stunden hatte das alles in Anspruch genommen und sie konnte noch auf eine Stunde in die Schule gehen, wo sie sich für ihr Zuspätkommen mit Weihnachtbesorgungen entschuldigte.

Sie war sehr froh, daß sie diese Stunde erübrigt hatte; nicht etwa, daß die Tante nachforschte, aber sie pflegte immer zu fragen, was es Neues gegeben habe, und Mimi war das Lügen so gar nicht gewöhnt, sie wäre sicher verlegen geworden bei dieser Frage; so konnte sie immerhin unbefangen darauf antworten, denn in der einen Stunde erfuhr man doch alles, was den ganzen Vormittag vorgegangen war. Am Weihnachtstag klagte Mimi über Kopfschmerzen; die besorgte Tante riet ihr natürlich, sich ein wenig niederzulegen; sie machte sich Vorwürfe, die Nichte zu sehr angestrengt zu haben mit den unzähligen kleinen und doch so ermüdenden Arbeiten des Baumaufputzens, Zimmerschmückens und anderem; Mimi versprach, sich niederzulegen, sie sei nur ein bißchen erregt und es werde sich bis zum Abend gewiß wieder geben; also fuhr die Tante beruhigt mit Gustav auf den Friedhof.

Das eben hatte Mimi mit dem vorgeschützten Kopfweg bezweckt; sie wollte nicht mitfahren. Ob ihre Gabe der Tante nun gefiel oder mißfiel, sie sollte ihrem Empfinden freien Lauf lassen und sich nicht aus Rücksicht auf die Spenderin Zwang antun; bis sie zurückkehrte, war sie längst gefast.

Das Mädchen setzte sich in ihr Stübchen und nahm ein Buch zur Hand; es gab nichts mehr im Hause zu tun für sie, rein gar nichts. Sie konnte getrost bei ihrem Buche bleiben, aber sie las unaufmerksam; immer horchte sie auf den Ton der Glocke, der ihr die Rückkunft der Verwandten anzeigen sollte. Ein paarmal war sie schon

emporgeschreckt, aber da war es der Briefträger gewesen oder sonst jemand, der etwas brachte. Nun ging sie schon nicht mehr hinaus, um zu fragen, die Mädchen mußten sie ja sonst ausschlagen.

Und da auf einmal, sie hatte gar kein Klingeln gehört, wurde die Türe zu ihrem Zimmer aufgerissen und die Tante stürzte herein. „Mimerl, Herzenskind, du lieber, kleiner Kerl, ich dank' dir tausend-, tausendmal!“ rief sie, das junge Mädchen stürmisch umarmend. Mimi kam fast nicht zu Atem unter den Liebkosungen der Tante, und es dauerte lange, bis sie sich genug getan hatte. Dann erst trat Gustav auf sein Bäschen zu. Der nahm nur ihr Gesicht zwischen seine Hände und drückte es. „Mimi, kleine Mimi, mit diesem Band hast du dich an uns geknüpft für immer,“ sagte er leise, und aus seinen lustigen, braunen Augen war der Ausdruck der Schelmerei gewichen, sie blickten ernst und gerührt. Das junge Mädchen war ganz ergriffen. „Ihr macht so viel Besens aus etwas so Selbstverständlichem,“ wehrte sie bescheiden ab.

„Daß es dir selbstverständlich erscheint, das ist eben das Liebe, das Herzige von dir,“ erklärte die Tante unter Tränen.

Das war ein Weihnachtsfest, wie Mimi noch keins erlebt hatte; nicht der reichen, sorgfältig gewählten Geschenke, sondern der eigenartigen Stimmung wegen. Froh und gerührt waren sie auch daheim immer gewesen am Weihnachtsabend, aber was hier über ihnen allen schwebte, war etwas Besonderes. War es die Liebe in den beiden jungen Menschenkindern, war es der Segen des toten Herrn dieses Hauses? Es war so eigen froh und feierlich und es fehlte nicht viel, so wäre es an diesem schönen Abend noch zu einer Verlobung gekommen. Nur dem klugen, taktvollen Benehmen Frau Emmas gelang es, das zu verhindern! Sie wollte nicht, daß die beiden Menschen, die ihr so teuer waren, in einem Augenblick der Rührung und des hochgehenden Gefühls ein bindendes Wort sprechen sollten.

So ging dieser Abend vorüber, aber die Liebe blieb bestehen auch im nüchternen Lichte des Werktags; als der Sommer wiederkam, da fuhr Gustav in Mimis Heimat und bat Rienholz um seines Töchterchens Hand. Mit Freude gab sie der Vater, der längst anderer Meinung über diese Verwandten geworden war.

Erst zwei Jahre später gab es Hochzeit im Hause Rienholz und es war eine lustige Hochzeit, noch lustiger als Ediths Verlobung, trotzdem Frißchen keine Rede hielt, in der er erklärte, „daß man einen Esel kriegt.“

Aber Liebhardt hielt eine, die war kurz und gut. „Ich wünsche euch,“ so sagte er, „daß es in eurem Hause allezeit so viel Glück und Liebe geben soll, wie bei Gänseдокtors in Grünlinde!“

Und die andern stimmten jubelnd bei, denn dies Glück war sprichwörtlich in der ganzen Gegend.

Ende.

Die Stiefbrüder.

Von Anna Gnade. (Tante Anna.)

(Nachdruck verboten.)

So fleißig war's lange nicht zugegangen im Walde draußen. Was gab's aber auch jetzt nicht alles zu tun! Ganz schnell, ehe sich's die kleinen Vogelfrauchen hatten träumen lassen, war der Frühling ins Land gezogen, und der Winter hatte eilig Reißaus genommen. Freundlich lachte jetzt Frau Sonne vom Himmel, die Knospen an den Zweigen dehnten und reckten sich in ihren braunen Röschchen, daß diese in den Nächten plakten, und Hals über Kopf machte sich Frau Rottehlchen und Frau Jaunkönig, Frau Zeisig und Frau Grasmücke an die Arbeit. Jetzt galt's Nester bauen und Eier legen, es war wirklich schon die höchste Zeit!

Manches Jahr schon hatten die vier Familien in Frieden und treuer Nachbarschaft zusammen gehaust auf dem stillen, hübschen Waldsied. Frau Jaunkönig war die häuslichste und genügsamste; wenn die Nachbarn im Herbst es mit der Reiselust kriegten und eines schönen Tages mit einer großen Gesellschaft auf und davon flogen nach fernen Ländern, dann blickte Frau Jaunkönig ihnen nach aus ihrem behaglichen Nestchen, zwitscherte vor sich hin: „In der Heimat ist es schön . . .“ und setzte sich so recht mollig und behaglich zurecht. Aber freuen tat sie sich denn

doch, wenn die Freundinnen im Frühling wiederkamen. O, was gab's dann alles zu erzählen: Von den warmen Ländern, wo die anderen gewesen waren, und was während des langen Winters hier in der Nachbarschaft passiert war — ja, es war wirklich interessant, da zuzuhören!

Also jetzt waren die fleißigen, kleinen Vogelfrauchen beim Nestbau, und sie gaben sich alle Mühe, daß die Nestchen so recht schön und behaglich würden. Den ganzen Tag flogen sie hin und her, wobei ihnen die Vogelmännchen getreulich halfen; mit ihren hellen Augen guckten und lugten sie nach allen Seiten, ob sie nicht etwas besonders Weiches fänden, ein Flöckchen Wolle oder ein Büschel Haare von einem Häzchen; und wenn eins so etwas gefunden hatte, schrie es Hurra! und trug den Schatz triumphierend zu seiner Frau, die das Gefundene dann zurecht zupfte und an der rechten Stelle anbrachte. Frau Rottehlchen war zuerst fertig, flog umher bei den Nachbarn und sah sich deren Wert an, und so eine nach der andern; und dann setzten sich alle vier still hin zum Eierlegen, bis in jedem Nestchen 3 oder 4 oder 5 reizende kleine Eier lagen, weiß mit bunten Flecken darauf. So recht vergnügt waren die vier kleinen Nachbarrinnen; nur wollten sie noch einmal alle zusammen ausgehen und dann zu brüten anfangen.

Es war so gegen Abend, als die vier Familien zurückkehrten, müde, aber freudig. Im jungen Grün waren sie umhergeflogen und hatten Bekannte und Verwandte besucht; prachtvolle dicke Käfer und Mücken hatte es gegeben und ganz zarte junge Raupen — kurz, es konnte gar nicht schöner sein, und zufrieden flog jede ihrem Nestchen zu. Frau Jaunkönig schlüpfte behend zuerst hinein — da verstummte ihr vergnügtes Zwitschern plötzlich; auf einmal kam sie ganz eilig wieder herausgehüpft: „Frau Nachbarin!“ rief sie bestürzt zu Frau Rottehlchen hinüber, die ihr am nächsten wohnte — da kam diese auch schon heraus aus ihrem Nestchen, offenbar erschrocken, und dann kamen, Frau Grasmücke und Frau Zeisig, und alle riefen gleichzeitig durcheinander: „Ein fremdes Ei liegt in meinem Nest!“ „Bei Ihnen auch?“ „Bei Ihnen auch?“ fragten sie im Kreise herum, und richtig: in jedem der vier Nester lag mitten unter den eigenen niedlichen Eiern je ein fremdes, viel größer als die andern. Ganz verstört hüpfte und flog nun jedes Vöglein um sein Nest herum.

„Ob wir's hinauswerfen?“ meinte Frau Grasmücke zweifelnd. Aber Frau Jaunkönig schüttelte energisch den Kopf.

„Ich tu es nicht, ich brüte es mit meinen aus!“ meinte sie, und damit schlüpfte sie hinein, setzte sich auf die Eier und machte sich so breit wie sie nur konnte, damit auch alle Eier hübsch zugebedt waren. „Nun, dann will ich das fremde Ei nur auch mit ausbrüten —“, meinte Frau Rottehlchen und setzte sich gleichfalls zurecht; Frau Zeisig und Frau Grasmücke wollten allein nicht zurückstecken, und nach einer Viertelstunde war's ganz still geworden auf dem netten kleinen Waldsied — alle vier Vogelfrauchen saßen in ihren Nestchen und brüteten, und jede hatte das fremde große Ei in die Mitte an den besten Platz gelegt!

So vergingen ein paar Wochen; da sagte es bei Frau Jaunkönig zuerst eines Morgens ganz leise: „Piep!“ Ein gelbes Schnäbelchen an einem langen fahlen Halschen streckte sich hervor; und dann tönte es auch aus den andern Nestern: „Piep! Piep!“ und in jedem schlüpfte ein fahles Vögelchen nach dem andern aus dem Ei und schrie ganz jämmerlich, denn es fror und war hungrig. Reugierig guckten all die kleinen Vogelmamas nach den fremden Eiern, die auch geplatzt waren — auch ein Vögeljunges kam da heraus in jedem Neste, aber häßlich war es anzusehen: groß und ungelent und schrie unbescheiden, viel lauter als die eigenen Kinderchen, und ganz erschrocken flogen Frau Rottehlchen und Frau Grasmücke und Frau Jaunkönig und Frau Zeisig fort, um nur erst einmal Futter für diesen Schreihals herbeizuschaffen.

Ja, das war nicht so leicht, und für die vier Elternpaare begann eine schwere Zeit. Hätten sie nur die eigenen Kinder zu ernähren gehabt, so wäre es noch gegangen, die wurden doch zuletzt satt, aber mit den fremden Schlingelst hatte man wirklich keine Lust! Den ganzen langen Tag sperrten sie die Schnäbel auf, gefräßig schnappten sie den eigenen Kindern die besten Bissen vor dem Schnäbel weg, diese bösen Stiefkinder.

Jeden Tag wurden sie größer und stärker; breit und behaglich dehnten sie sich im weichen Nest, daß die eigenen

Kinder sich ganz eng zusammengedrückt mußten. Ja, Frau Kotzeblüch weinte eines Tages beinahe und erzählte den andern, daß ihr Jüngstes in der Nacht um ein Haar aus dem Kiste gefallen sei, weil der dicke böse Stiefbruder es so gedrängt habe! Aber zum Ruhme der vier Vogel-elternpaare muß ich berichten — denn dies ist ja eine wahre Geschichte! — daß sie die Stiefkinder genau so gut versorgten und behandelten wie die eigenen; spät am Abend, wenn sie schon müde waren, flogen sie noch aus, um den fremden Schreibern etwas für die Nacht zu holen, einen recht saftigen Käfer vielleicht, der ein Weilschen vorhielt; dann erst gaben sich die Stiefbrüder einigermaßen zufrieden.

Als die Kleinen heranwuchsen, gab's neue Räte. Papa und Mama Grazmüde und Kotzeblüch, Zeisig und Jaunkönig gaben sich alle Mühe, die Kinder ordentlich zu erziehen, denn sie waren aus guter Familie, und hielten etwas auf sich. Da mußte zuerst Fliegen gelernt werden, ganz vorsichtig und langsam, und wie ungeschickt stellten sich die Stiefkinder dabei an! Die kleinen Mamas kamen aus der Angst gar nicht heraus. . . Und erst das Singenlernen! Die Kotzeblüch- und Grazmüdenkinder hatten zwar ein ganz gutes Gehör, sie zwitscherten und piepten bald nach, was Papa und Mama ihnen vorsangen; und auch mit den Fortschritten der kleinen Zeisigs und Jaunkönigs konnte man zufrieden sein. Aber die Stiefkinder! Nein, das war schrecklich! Den ganzen Tag über mühten Papa und Mama sich mit ihnen ab, bis sie fast heiser waren, aber es war ganz unmöglich, ihnen etwas beizubringen. Nicht einen richtigen Ton lernten sie von all den vorgesungenen, nur einen einzigen wiederholten sie immer wieder, und den gerade hatte ihnen niemand vorgesungen: „Rudud! Rudud!“ schrien sie in die Welt hinaus, oft zehnmal hintereinander. Seufzend gaben Papa und Mama endlich den Unterricht auf, es war wirklich verlorene Mühe mit den Stiefkindern.

Und undankbares Volk war's außerdem! Ihr Essen suchten sie sich allerdings jetzt allein, sie meinten, daß sie nicht satt würden von dem, was Vater und Mutter ihnen brachten; aber nun bekümmerten sie sich auch gar nicht mehr um sie und um die Geschwister. Unter einander hielten sie ganz gute Freundschaft, und bald schien es auch, als ob sie Bettlern und Bafen gefunden hätten; oft brachten sie eine ganze Menge mit auf den stillen Waldfließ, und dann setzte sich die Schar rings auf die Zweige und schrie unermüdet in den Wald hinein. „Rudud! Rudud!“ daß es widerhallte und der Gesangunterricht, den die eigenen Kinder gerade hatten, gestört wurde. Viel Freude erlebten die Pflügeeltern nicht an den Stiefkindern. —

Immer heißer wurde es draußen. Die Stiefkinder waren jetzt schon ganz erwachsen; derbe tüchtige Burschen waren's mit dichtem Gefieder und starkem Schnabel; längst schlugen sie sich ganz allein durch die Welt und kamen nur noch selten einmal zu Besuch auf die stille Waldwiese. Und so kamen sie auch eines Tages wieder, nicht allein, eine große Schar brachten sie mit. Auf den Zweigen und Ästen eines Baumes saßen alle und schrien und piepten durcheinander: wie es schien, „elken sie eine Ratsversammlung ab; ganz ernste Dinge mußten da wohl beraten werden. Auf einmal erhob sich dann die ganze Gesellschaft; der größte und stärkste von allen — es war gerade der, den Frau Jaunkönig ausgebrütet hatte — setzte sich an die Spitze und flog voran, die andern folgten ihm. Immer höher stiegen sie, von fernher hörten die Pflügeeltern noch ihr: „Rudud! Rudud!“

„Sie fliegen nach fernen Ländern und suchen dort ihre richtigen Eltern, die schon vorons sind!“ sagte eine kleine Lerche, die gerade mit Frau Kotzeblüch schwatzte und zugehört hatte. „Vielleicht seht Ihr sie nächstes Jahr wieder, Frau Gebatterin; dann legt euch der Schreier da vorn auch vielleicht schon selber ein Ei ins Nest!“

„Ach, dann muß ich mich wohl wieder so plagen, wie dies Jahr?“ meinte das Kotzeblüchfräulein, und seufzte!

Smerz und Ernst.

II. Mit der Eroberung von Antwerpen ging der zweitgrößte Hafen der Welt in deutsche Hände über. Den größten Hafen der Welt stellt wohl der von Newyork vor, der 16,6 Millionen Tonnen Einfuhr und 13,5 Millionen Tonnen Ausfuhr hatte. Antwerpen folgt unmittelbar darauf,

nämlich mit einer gleich großen Ausfuhr und einer nur um 0,3 Millionen Tonnen geringeren Einfuhr. Dann folgt Hamburg mit 11,8 Millionen Einfuhr und 11,9 Millionen Ausfuhr, dann London, Rotterdam, Hongkong, Schanghai, dann Marseille, Liverpool, und dann weiter zwei asiatische Häfen, Singapur und Colombo, und dann der englische Kohlenhafen Cardiff.

= **Aufrichtig.** Als Napoleon am 16. Dezember 1809 sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden ließ und eben aus dem Zimmer trat, wo er von der weinenden Kaiserin Abschied genommen hatte, begegnete ihm der freimütige Canova, jener große italienische Bildhauer, den Napoleon nach Paris berufen hatte. „Die Scheidung ist ausgesprochen, Canova,“ sagte er zu dem Künstler, „wünschen Sie mir Glück.“ — „Das ist Ihnen allerdings zu wünschen, Sire,“ versetzte jener, da Sie soeben dem Glück den Rücken kehrten.“

= **Die erste Perrücke.** Der Herzog Philipp der Gute von Burgund hatte während einer langen Krankheit sein ganzes Kopshaar verloren. Dies war ihm um so unangenehmer, als er sich damals gerade mit der schönen Isabella von Portugal verlobt hatte. In seiner Not nahm er Zuflucht zu einem schwarzen Sammetkäppchen, das auch den Mangel an Haar sehr gut verdeckte. Sein Hofstaat beeilte sich natürlich sofort, die sonderbare Tracht des erhabenen Gebieters nachzuahmen. Die Belgier erstaunten nicht wenig, den ganzen Hofstaat mit geschorenem Haar und Sammetkäppchen einziehen zu sehen, aber die Burgunder sagten ihnen, daß ein frommer Einsiedler diese Tracht anzulegen befohlen habe. Die Vermählungsfeierlichkeiten begannen und wurden von Philipp mit höchstem Glanze ins Werk gesetzt. Eines Abends, als bereits tiefe Stille im ganzen Schlosse herrschte und die Infantin vor ihrem Betpulte ihr Nachtgebet sprach, trat leise der Herzog Philipp durch eine Seitenthür in dasselbe Gemach. Als galanter Ritter bat er seine Braut um Verzeihung seiner Kühnheit, indem er voll Zärtlichkeit ein Knie vor ihr beugte. Nach und nach ließ sich die Schöne erschauen und lauschte nicht ohne Wohlgefallen den süßen Schmeichelworten ihres zukünftigen Gemahls. Da wollte das Unglück, daß bei einer unvorsichtigen Wendung des Herzogs dessen schwarzes Käppchen herabfiel. Beim Anblick des ehrwürdigen Schädels, der so ganz und gar seiner natürlichen Zierde beraubt war, konnte die Prinzessin sich eines lauten Auflachens nicht enthalten. Der Herzog war anfangs wie vom Blitze getroffen, dann, sich plötzlich besinnend, eilte er aus dem Gemache, begleitet von dem schallenden Gelächter seiner Braut. Am nächsten Morgen wurde die Hochzeit feierlich vollzogen, aber finsterner Mißmut lag auf des Herzogs Zügen. Endlich wagte es ein angesehener Prälat, ihn um den Grund seiner Verstimmtheit zu fragen. „Gnädigster Herr,“ so sprach er, „ganz Brüssel ist untröstlich über Euer Schmerz, vermag den Niemand zu lindern?“ — „Unmöglich,“ erwiderte traurig der gute Philipp, „es gibt für mich keine Hilfe, und ich wäre doch so gerne geliebt.“ — „Aber gnädigster Herr, die Infantin müßte doch blind sein, wenn —“ — „Wenn sie nicht sähe,“ unterbrach der Herzog den Prälaten, „daß unter diesem verfluchten Käppchen auch nicht die Spur eines winzigen Härchens ist.“ — Der Prälat setzte sofort einen hohen Preis für denjenigen aus, welcher diesem Mangel abhelfen oder ihn mit Hilfe der Kunst ersetzen könnte. Schon war er daran, zu verzweifeln, daß je ein Mensch ein Ersatzmittel für verlorene Haare finden würde, da ließ ein bäuerlich gekleideter Mann bitten, ihn vorzulassen. Kaum war dieser eingetreten, da zog er aus einem Sack ein Käppchen heraus, das mit herrlichen langen blonden Haaren versehen war. Beim Anblick dieses Meisterstückes kam der ehrwürdige Herr vor Freuden fast aus dem Häuschen. „Wie heißt du?“ fragte er hastig den Fremden, „sage mir deinen Namen, würdiger Mann.“ — „Pierre Lochart, Herr, ich bin aus Dijon und meines Gewerbes Bartscherer.“ — Am Abend dieses denkwürdigen Tages gab Philipp den Brüsselern einen glänzenden Ball und erschien auf demselben mit einer Perrücke vom herrlichsten blonden Haare. — Der ehrwürdige Chronist verschweigt, ob die schöne Isabella seitdem mehr Neigung für ihren Herrn Gemahl empfunden hat. Dem sei nun, wie ihm wolle, viele unserer Leser werden sicher mit Empfindungen des Dankes an ihren Kopf greifen und das Andenken Pierre Locharts segnen, des Erfinders der Perrücke.